

Was Sie anbetrifft, Herr Maire,“ fuhr sie mit einer lächelnden Verneigung gegen denselben fort, „so bitte ich Sie, nicht allzu streng mit der armen Meierin zu verfahren, und ein wenig Nachsicht zu haben mit ihrem Jugendmuth.“

„Als ob meine theure Schwägerin jemals der Nachsicht bedürfte!“ rief der Maire mit emphatischem Tone.

„Ach, mein Herr Graf von Provence,“ sagte die Königin lächelnd, „Sie fallen aus der Rolle und veressen zweierlei. Erstens, daß ich hier nicht die Königin bin und zweitens, daß hier in Trianon alle Schmeicheleien verboten sind.“

„Es liegt an Ihnen, wenn die Wahrheit als Schmeichelei erscheint,“ erwiderte der Graf von Provence, sich leicht verneigend.

„Das ist eine Antwort, ganz eines Gelehrten würdig!“ rief der Schulmeister, Graf von Artois. „Bruder, Du kennst noch nicht einmal das ABC der Galanterie, Du mußt durchaus bei mir in die Schule gehen.“

„Ich glaube wohl, Bruder Carl, daß ich in dieser Sache Vieles von Dir lernen könnte,“ lachte der Graf von Provence, „indessen weiß ich nicht, ob meine Gemahlin mit diesem Unterricht zufrieden sein wird.“

„Wir wollen sie einmal darum fragen,“ sagte die Königin. „Auf Wiedersehen, meine Brüder! Ich muß zuerst meinen lieben Müller begrüßen.“

Sie eilte vorwärts, sprang besüßelten Schrittes die kleine hölzerne Freitreppe hinauf, welche zur Mühle führte, und schlang ihre beiden Arme um den Hals des Müllers, der mit einem wonnigen Lachen sie an sein Herz schloß und sie hinwegzog in den innern Raum der Mühle.

„Ich danke Dir, Ludwig!“ rief die Königin, indem sie sich vorwärts neigte und die Hand ihres Gemahls an ihre Lippen drückte. „Welch eine liebliche Ueberraschung hast Du mir bereitet; und wie gütig ist es von Dir, mich so in meiner lieben Meierei zu empfangen.“

„Sagtest Du nicht neulich, daß Du diese Maskerade wünschtest?“ fragte der König mit einem heitern Lächeln. „Dast Du nicht selber die Rollen ausgetheilt, und mich zum Müller, den Grafen von Provence zum Maire und den tollen Artois zum Schulmeister ernannt, „*de par la reine*,“ wie es hier in Trianon heißt, und wunderst Dich jetzt, daß wir, wie es doch Gehorsamen geziemt, unserer Königin folgen und die Chargen übernehmen, welche sie uns anvertraut?“

„O, Ludwig, wie gütig Sie sind!“ sagte die Königin mit Thränen in den Augen. „Ich weiß ja, wie wenig Gefallen Sie für Ihre Person an diesen thörichten Spielen und Tändeleien finden und doch bringen Sie mir das Opfer und nehmen Theil an unseren Spielen.“

„Das kommt daher, weil ich Sie liebe,“ sagte der König einfach, und ein glückliches Lächeln verschönerte sein breites, gutmüthiges Gesicht. „Ja, Marie, ich liebe Sie zärtlich und es macht mir Freude, zu Ihrem Frohsinn beizutragen.“

Die Königin legte sanft ihren Arm um Ludwigs Nacken und senkte ihr Haupt an seine Schulter. „Wissen Sie noch, Ludwig,“ fragte sie, „wissen Sie noch, was Sie mir sagten, als Sie mir Trianon schenkten?“

„Nun,“ sagte der König, langsam sein Haupt schüttelnd.

„Sie sagten zu mir: Sie lieben die Blumen. Ich will Ihnen ein ganzes Bouquet schenken. Ich gebe Ihnen kein Trianon.“ Mein theurer Sire! Sie haben mir nicht nur ein Bouquet von Blumen gegeben, sondern ein Bouquet von frohen Stunden, von glücklichen Jahren, die ich Ihnen, Ihnen allein danke.“

„Und möge dieses Bouquet nie verwelken, Marie!“ sagte der König, indem er wie segnend seine Hand auf das Haupt seiner Gemahlin legte und seine guten blauen Augen mit einem frommen und stehenden Blick himmelwärts richtete. „Aber, Frau Meierin,“ sagte er dann nach einer kleinen Pause, „Sie lassen mich ganz meine Rolle vergessen, und das Mühlrad steht schon wieder still, da der Müller nicht da ist. Es ist überdies gar schlecht in Ordnung, und es wird wohl nötig, daß ich meine Kunst als Schlossermeister hier ein wenig übe und ihm bessere Schrauben und Federn in die Maschine füge. Aber hören Sie nur, was ist denn das für ein Gesang da draußen?“

„Es sind die Bäuerinnen und Bauern, welche uns mit ihrem Gesange rufen,“ sagte die Königin lächelnd. „Kommen Sie, Herr Müller, zeigen wir uns ihnen.“

Sie zog den König hinaus auf die kleine Freitreppe. Drunten am Fuß derselben standen die beiden königlichen Brüder, die Grafen von Provence und Artois, als Amtmann und als Schulmeister, hinter ihnen die Herzoginnen und Prinzessinnen, die Herzoge und Grafen, als Bauern und Bäuerinnen gekleidet. Und im einstimmigen Chor sangen sie der Meierin und dem Müller entgegen:

Où peut on être mieux,
Qu'au sein de sa famille ?

Die Königin lachte und doch glänzten Thränen in ihren Augen, Thränen seliger Lust!

Es waren glückliche Stunden, welche das Königspaar heute in Trianon verlebte. Stunden von so hellem Sonnenschein, daß Marie Antoinette die trüben Wolken ihres Morgens ganz darüber vergaß, und in glückseligem Frohsinn sich ganz ungestört dem Genuße des harmlosen Landlebens hingab. Man speiste an

* Die eigenen Worte des Königs. Siehe Mémoire de Marquis de Crequy. Vol. 4.

ländlicher Tafel, ein einfaches, kleines Diner, wie es der Hühnerhof, die Mühle und die Milchammer hergeben konnten. Dann zog die ganze Gesellschaft hinaus, um sich an dem Rande des Lustwäldchens im schwellenden Grase zu lagern und den Kühen zuzuschauen, die vor ihnen auf der Wiese weideten, fraßen und in majestätischer Würde hingelagert ihr ernstes Geschäft des Wiederkauens verrichteten. Aber da man nicht bloß leben und genießen darf als Bauernleute, so erhob sich die Meierin Marie Antoinette bald von ihrem Ruhefist, um den Bäuerinnen mit einem guten Beispieler voranzugehen und zu arbeiten. Der Spinrocken der Meierin ward herbeigeholt, und auf niedrigen Schemel sich niederlegend, begann Marie Antoinette zu spinnen. Wie schnell das Rad sich drehte, als wäre es das Glücksrad, das schnell sich windend heute Freude, morgen Trübsal gewährt!

Der Abend ist noch nicht gekommen und das Glücksrad hat sich schon gedreht, und die Trübsal ist da!

Marie Antoinette weiß es noch nicht; ihr Auge strahlt noch in Freude, ein glückliches Lächeln umspielt noch ihre purpurnen Lippen. Sie sitzt jetzt mit ihrer Gesellschaft am See, mit der Angel in der Hand und schaut mit lachendem Blick und gespannter Aufmerksamkeit auf die Angelruthe und jubelt, so oft sie einen Fisch gefangen. Denn diese Fische sind zum Souper für die Gesellschaft bestimmt und die Königin hat ihren Gemahl feierlich eingeladen zu einem Abendessen, welches sie selber verdienen und bereiten wolle. Die Königin lacht noch und freut sich, aber das Rad an ihrem Spinrocken steht still, und das Rad des Glücks hat sich schon gedreht!

Der König ist nicht mehr da. Er hat sich in die Mühle zurückgezogen, um ein wenig zu ruhen.

Und auch dort ist er nicht allein, — Wer hat es gewagt, ihn zu stören? Es muß eine sehr ernste Veranlassung gewesen sein. Denn man weiß es, daß sich der König nur selten nach Trianon begiebt, und daß, wenn er einmal dort ist, er nicht von Geschäften belästigt sein will.

Und dennoch hat man ihn heute gestört, dennoch ist der Minister, Baron von Breteuil, gekommen, um den Müller von Klein-Trianon aufzusuchen und ihn zu bitten, daß er selbst in Klein-Trianon der König sei.

4.

Das Halsband der Königin.

Der König hatte, als er in einen Müllerburschen verkleidete Kammerdiener ihm den Baron von Breteuil meldete, sich sofort in seine Kammer zurückgezo-

gen und seine Verkleidung abgelegt. Er trug jetzt wieder den hochgraunen langen Ueberrock, die kurzen Pantalons von schwarzem Sammet, die lange goldgestickte Weste von grauem Atlas, und darüber das himmelblaue Band des Ludwigordens, so wie man gewohnt war, Se. Majestät außer an den großen Galatagen zu sehen.

Mit unruhiger, besorgter Miene trat er dann hinein in das kleine Gemach, in welchem sein erster Minister, der Baron von Breteuil, ihn erwartete.

„Sagen Sie mir rasch!“ rief der König ihm entgegen. „Bringen Sie mir schlimme Nachrichten? Hat sich etwas Unerwartetes zugetragen?“

„Sire,“ erwiderte der Minister ehrfurchtsvoll, „etwas Unerwartetes jedenfalls. Ob etwas Schlimmes, das wird die weitere Untersuchung lehren.“

„Untersuchung!“ rief der König. „Es ist also hier von einem Verbrechen die Rede?“

„Ja, Sire, von einem Verbrechen. Von dem Verbrechen eines schmählichen Betruges und wie es scheint einer großartigen Unterschlagung von ungeheuren Summen und Werthsachen.“

„Ah,“ sagte der König aufathmend. „Es handelt sich also nur um Geld?“

„Nein, Sire. Es handelt sich dabei auch um die Ehre der Königin.“

Ludwig fuhr auf und eine zornige Röthe flog über sein Gesicht hin. „Will man es schon wieder wagen, die Ehre der Königin anzugreifen?“ fragte er.

„Ja, Sire,“ erwiderte Breteuil mit seiner unerschütterlichen Ruhe. „Ja, Sire, man will es wagen. Und dies Mal ist es ein so infernalischer und sein angelegter Plan, daß es schwer sein wird, die Wahrheit zu entdecken. Wollen Ew. Majestät mir in Gnaden erlauben, Ihnen den Zusammenhang der Sache ein wenig zu detailliren?“

„Sprechen Sie, Baron, sprechen Sie!“ sagte der König hastig, indem er sich auf den hölzernen Schemel niederließ und dem Baron bedeutete, sich gleichfalls zu setzen.

„Sire,“ sagte der Minister sich verbeugend, „ich nehme Ihre gnädige Erlaubniß an, denn ich bin allerdings ein wenig erschöpft vom raschen und eiligen Gang hierher.“

„Mein Gott, die Sache ist also sehr dringend,“ murmelte der König, die goldene Trabatiere hervorziehend und sie in unruhiger Hast zwischen seinen Fingern drehend.

„Ja, sehr dringend, Sire,“ erwiderte Breteuil, sich niederlassend. „Ew. Majestät erinnern sich vielleicht des schönen Halsbandes, welches der Kronjuwelier Böhmer vor einiger Zeit die Ehre gehabt, Ihrer Majestät zu offeriren.“

„Ja wohl, ich erinnere mich dessen,“ erwiderte der König, rasch mit dem Haupte nickend. „Die Königin zeigte sich bei dieser Gelegenheit so uneigennützig und

großherzig, wie sie es immer ist. Man hatte mir erzählt, daß Ihre Majestät dieses Collier, welches Böhmer ihr vorgelegt, sehr bewundert habe, und dennoch den Kauf abgelehnt, weil es ihr zu theuer gewesen. Ich wollte es ihr kaufen und machte mir die Freude, es der Königin zu offeriren. Sie lehnte es aber entschieden ab.“

„Man kennt ja die schöne Antwort, welche Ihre Majestät Ihrem Gemahl gab,“ sagte Breteuil, sich leicht verneigend. „Ganz Paris wiederholte sich damals ganz entzückt die Worte, welche Ihre Majestät gesprochen: „Sire, wir haben mehr Diamanten als Schiffe, kaufen Sie für diese Summe ein Schiff.““

„Sie haben ein gutes Gedächtniß,“ sagte der König, „denn es sind fünf Jahre her, seit dies geschah. Böhmer hat seitdem noch zwei Mal den Versuch gemacht, dies kostbare Collier an mich zu verkaufen, aber ich wies ihn zurück und ließ ihm zuletzt verbieten, mich mit dieser Sache weiter zu behelligen.“

„Ich glaube, er hat es indessen gewagt, die Königin noch mehrere Male wegen des Colliers zu belästigen. Es scheint, er hatte sich fest eingeredet, daß Ihre Majestät dieses Collier kaufen würden. Er hatte seit Jahren in ganz Europa zu demselben die Steine sammeln lassen, weil er ein Collier von Diamanten herstellen wollte, welche alle gleich groß, gleich schwer und gleich feurig sein sollten. Da die Königin ihm den Preis von zwei Millionen Francs, welche er forderte, verweigerte, bot er es ihr zuletzt für 1,800,000 Francs an.“

„Ich habe davon gehört, sagte der König, Ihre Majestät war endlich der Belästigungen müde und hat Befehl gegeben, den Kronjuwelier Böhmer nicht mehr vorzulassen.“

„Man wies demzufolge den Kronjuwelier, so oft er nach Versailles kam, jedesmal zurück. Er nahm nun seine Zuflucht zum Schreiben, und vor vierzehn Tagen erhielt Ihre Majestät von ihm eine Supplik, in welcher er sagte, er sei sehr glücklich, daß die Königin durch ihn die schönsten Diamanten in Europa besäße, und daß er Ihre Majestät bäte, nun auch ihren Kronjuwelier nicht zu vergessen. Die Königin las dieses Schreiben lachend ihrer Kammerdame, der Frau von Campan, vor und meinte, es scheine ihr, als ob das Collier den guten Böhmer um seinen Verstand gebracht habe. Da sie der Supplik keine weitere Folge geben und sie nicht beantworten wollte, verbrannte sie das Papier an einem Licht, welches zufällig auf ihrem Tische stand.“

„Mein Gott, woher wissen Sie diese Details?“ fragte der König erstaunt.

„Sire, ich habe sie von der Frau von Campan selber erfahren, da ich genöthigt war, mich mit dieser Dame wegen des Colliers zu besprechen.“

* Correspondence secrète de la cour de Louis XVI.

„Was ist es denn mit dem Collier? Was hat die Königin damit zu schaffen?“ rief der König, indem er sich mit dem Spizentuch den Schweiß abtrocknete, der in großen Tropfen auf seiner hohen Stirne stand.

„Sire, der Kronjuwelier Böhmer behauptet, daß er das Collier von Brillanten an die Königin verkauft habe, und er verlangt jetzt die Bezahlung.“

„Aber die Königin hat Recht!“ rief der König. „Dieser Mensch ist wahnsinnig. Wenn er das Collier an die Königin verkauft hätte, so müßten doch Zeugen vorhanden sein, welche es bestätigten, und die Kassenbeamten Ihrer Majestät würden doch darum wissen!“

„Sire, Böhmer behauptet, die Königin habe es von ihm im Geheimen, durch die dritte Hand, durch einen Vertrauten kaufen lassen, und durch diesen Vertrauten ihm auch die Anzahlungssumme von 200,000 Francs und eine Abzahlung von 30,000 Francs zu stellen lassen.“

„Wie heißt dieser Vertraute? Welchen Namen giebt man ihm?“

„Sire,“ erwiderte der Baron von Breteuil feierlich, „Sire, es ist der Cardinal und Groß-Almosenier Ew. Majestät, der Fürst Ludwig von Rohan.“

Der König stieß einen Schrei aus und sprang heftig von seinem Sitz empor. „Rohan?“ fragte er. „Und man wagt es, diesen Mann, welchen die Königin haßt, welchen sie verabscheut, mit ihr in Verbindung zu bringen? Ha, Breteuil, gehen Sie, das Märchen ist zu albern erdormen, als daß es irgend Jemand glauben könnte.“

„Majestät, Böhmer hat es indessen geglaubt und hat das Brillantencollier an den Cardinal abgeliefert und dafür eine eigenhändige Schuldschreibung von der Königin erhalten.“

„Wer sagt das? Woher wissen Sie alle Details?“

„Sire, ich weiß sie durch eine Zuschrift Böhmers, der sich schriftlich an mich wandte, da er mich mehrere Male vergeblich aufgesucht hat. Er schrieb mir einen ziemlich verworrenen Brief, den ich nicht verstand. Aber da er in demselben meldete, die Kammerdame der Königin habe ihm den Rath erteilt, sich an mich, als den Minister des königlichen Hauses, zu wenden, so hielt ich es für das Beste, mich mit Frau von Campan zu besprechen. Was ich von ihr erfähr, ist so wichtig, daß ich die Dame gebeten habe, mich nach Trianon zu begleiten, um ihre Aussage vor Ew. Majestät zu wiederholen.“

„Demzufolge ist die Campan in Trianon?“ fragte der König.

„Ja, Sire. Und bei unserer Ankunft dort erfuhren wir, daß soeben Böhmer dort gewesen sei und mit großer Heftigkeit begehrt habe, die Königin zu sprechen. Man hatte ihn, wie immer, abgewiesen und er war weinend und scheltend zugleich fortgegangen.“

„Kommen Sie,“ sagte der König, „wir wollen nach Trianon gehen, ich will die Campan sprechen.“

Und mit raschen, eiligen Schritten verließ der König, gefolgt von dem Minister Breteuil, die Mühle und schlug, die Hauptstraße vermeidend, um nicht von der Königin gesehen zu werden, den kleinen Seitenpfad, der hinter den Häusern dahin führte, ein.

„Campan,“ sagte der König, indem er hastig in in das kleine Toilettenzimmer der Königin eintrat, in welchem die Kammerdame sich befand, „Campan, her Minister erzählt mir da eine seltsame und unglaubliche Geschichte. Wiederholen Sie mir doch Ihr letztes Gespräch mit Böhmer.“

„Sire,“ erwiderte Frau von Campan, sich tief verneigend, „befehlen Ew. Majestät, daß ich spreche, bevor die Königin von dieser Sache weiß?“

„Ach,“ sagte der König, sich an den Minister wendend, „Sie sehen wohl, ich habe Recht. Die Königin weiß nichts davon, sonst würde sie mir sicherlich davon gesagt haben. Denn, Gott sei Dank, die Königin hat keine Geheimnisse vor mir. Ich danke Ihnen für Ihre Frage, Campan. Es ist besser, daß die Königin bei unserer Unterredung zugegen sei. Ich werde die Königin bitten lassen, hieher zu kommen.“ Und der König eilte nach der Thür hin, riß sie heftig auf und rief die Bedienung der Königin: „Ist Niemand da von der Bedienung der Königin?“

Die Stimme des Königs war so laut und so heftig, daß der Kammerdiener Weber, welcher in der kleinen äußern Antichambre war, sie vernahm und sogleich herbeisührte.

„Weber,“ rief der König ihm zu, „eilen Sie sogleich nach Klein-Trianon, bitten Sie Ihre Majestät die Königin in meinem Namen: sie möge die Gnade haben, sich auf eine Viertelstunde hierher in das Palais zu bemühen, wegen einer wichtigen Angelegenheit, die keinen Aufschub erleidet. Aber tragen Sie Sorge, daß die Königin sich nicht erschreckt, und nicht etwa vermeine, es seien traurige Nachrichten von ihrer Familie angelangt. Eilen Sie, Weber. Und jetzt, Baron,“ fuhr der König fort, nachdem er die Thür geschlossen, „jetzt sollen Sie mit Ihren eignen Augen und Ohren sich überzeugen, daß die Königin erstaunt und unbekannt mit allen diesen Dingen sein wird, wie ich selber. Ich wünsche daher, daß Sie der Unterredung, welche ich mit meiner Gemahlin und der Campan haben werde, beiwohnen sollen, ohne daß die Königin davon weiß. Sie werden also sofort die Ueberzeugung gewinnen von dem frechen und schamlosen Betrug, den man gewagt hat zu spielen. Wohin führt jene Thür, Campan?“ fragte der König, auf die weiße, goldgeränderte Thür deutend, an deren Seiten zwei Portieren von weißem, mit Rosen durchwirktem Atlas befestigt waren.

„Sire, sie führt in den kleinen Gesellschaftsalon.“

„Wird die Königin denselben passieren, wenn sie hieher kommt?“

„Nein, Majestät. Sie pflegt denselben Weg zu

gehen, wie Eure Majestät, durch die Antichambre.“

„Nun gut, Baron, treten Sie also in den kleinen Salon dort ein. Lassen Sie die Thür desselben offen und Sie, Campan, lösen Sie die Portieren und lassen Sie dieselben über der Thür niederfallen, damit der Minister hören kann, ohne gesehen zu werden.“

„Eine Viertelstunde war kaum vergangen, als die Königin mit glühenden Wangen in sichtlich Aufregung in das Toilettenzimmer eintrat. Der König ging ihr hastig entgegen, nahm ihre Hand und drückte sie an seine Lippen.“

„Vergebung, Marie, daß ich Sie mitten in Ihrem Vergnügen gestört habe.“

„Sagen Sie mir schnell!“ rief die Königin ungeduldig. „Was giebt es? Ist es ein großes Unglück?“

„Nein, Marie. Aber eine große Unannehmlichkeit, welche in sofern ein Unglück ist, weil der Name Ew. Majestät in eine unangenehme und abgeschmackte Betrügerei verwickelt ist. Der Kronjuwelier Böhmer behauptet, daß er an Ew. Majestät ein Collier für 1,800,000 Francs verkauft habe.“

„Aber dieser Mensch ist wahnsinnig!“ rief die Königin. „Ist dies Alles, was mir Ew. Majestät zu sagen hatten?“

„Ich bitte, lassen Sie sich von der Campan die Unterredung wiederholen, welche sie gestern mit Böhmer gehabt.“ Und der König deutete mit der Hand auf die Kammerdame hin, welche sich bei dem Eintreten der Königin bescheiden in den Hintergrund des Gemaches zurückgezogen hatte.

„Wie?“ rief die Königin erstaunt, welche jetzt erst die Campan gewahrte. „Was wollen Sie hier? Was bedeutet dies Alles?“

„Majestät, ich kam hieher nach Trianon, um Ew. Majestät zu unterrichten von der Unterredung, welche ich heute Vormittag mit Böhmer gehabt. Als ich hier ankam, war Böhmer schon hier gewesen.“

„Und was wollte er!“ rief die Königin. „Haben Sie mir nicht gesagt, Campan, er besäße dieses unglückliche Halsband nicht mehr, mit welchem er mich seit Jahren martert. Er habe es nach Constantinopel an den Großsultan verkauft?“

„Ich habe Ew. Majestät wiederholt, was Böhmer mir gesagt hat. Indessen bitte ich jetzt um gnädige Erlaubniß, meine heutige Unterredung mit Böhmer wiederholen zu dürfen. Gleich nachdem Ew. Majestät mit der Herzogin von Polignac nach Trianon abgegangen waren, ließ sich der Kronjuwelier Böhmer bei mir melden. Er kam mit sichtbar Unruhe und Verlegenheit, und fragte mich, ob Ew. Majestät mir keine Aufträge für ihn gegeben. Ich erwiderte ihm, daß die Königin das nicht gethan, daß sie ihm überhaupt keine Aufträge geben wolle und seiner ewigen Qualereien müde sei. Aber, rief Böhmer, ich muß

doch eine Antwort erhalten auf den Brief, den ich an sie gerichtet habe, an wen muß ich mich wenden? — An Niemanden, erwiderte ich ihm. Ihre Majestät hat Ihr Schreiben verbrannt, ohne es gelesen zu haben. — Ach, Madame, rief er, das ist unmöglich, die Königin weiß, daß sie mir Geld schuldig ist.

„Ist ihm Geld schuldig?“ rief die Königin entsetzt. „Aber wie kann der Unglückliche es wagen, dergleichen zu behaupten?“

„Das sagte ich ihm auch, Majestät, aber er erwiderte mir mit vollkommener Ueberzeugung, Eure Majestät schuldeten ihm eine Million und etwa fünfmalhunderttausend Francs, und da ich ihn ganz entsetzt fragte, für welche Gegenstände Eure Majestät ihm eine so ungeheure Summe schuldeten, erwiderte er mir: für mein Halsband.“

„Schon wieder dies unglückliche Halsband,“ sagte die Königin. „Es scheint, dieser Mensch hat das Collier nur gemacht, um mich damit zu martern. Jahrelang schon höre ich immer und immer wieder von diesem Halsband, und es ist ganz vergeblich gewesen, daß ich mit Ernst und Strenge, mit Güte und Nachsicht versucht habe, den armen Menschen von dieser fixen Idee zu heilen, daß ich sein Halsband kaufen müßte. Er ist in seinem Wahnsinn jetzt schon so weit vorgeschritten, daß er behauptet, ich habe es gekauft.“

„Madame, dieser Mann ist nicht wahnsinnig,“ sagte der König ernst. „Hören Sie nur weiter! Fahren Sie fort, Campan!“

„Ich lachte,“ erzählte Frau von Campan weiter, „und fragte ihn, wie er dergleichen behaupten könne, da er mir doch schon vor einigen Monaten erzählt habe, daß er das Collier nach Constantinopel an den Sultan verkauft habe. Darauf erwiderte er: die Königin hat es mir anbefohlen, Allen, welche mich nach dem Halsband fragen würden, diese Antwort zu ertheilen. Dann erzählte er mir weiter, Ihre Majestät hätten das Halsband heimlich gekauft und zwar durch den Herrn Cardinal von Rohan.“

„Durch Rohan?“ schrie die Königin auffahrend, „durch diesen Mann, den ich hasse, den ich verabscheue? Und es giebt irgend einen Menschen in Frankreich, der dies glauben könnte, der nicht weiß, daß der Cardinal Derjenige ist, welcher am Meisten bei mir in Ungunst steht?“

„Ich sagte das dem Herrn Böhmer, ich sagte ihm, man habe ihn getäuscht, die Königin würde niemals den Cardinal von Rohan zu ihrem Vertrauten machen, darauf antwortete er mir genau diese Worte: „Sie selber täuschen sich, Madame. Der Cardinal ist vielmehr so sehr in Gunst, und der Cardinal verkehrt so geheimnißvoll und vertraulich mit Ihrer Majestät, daß sie mir durch ihn als erste Abzahlung dreißigtausend Francs geschickt hat. Sie hat dieses Geld in Gegenwart des Cardinals aus dem kleinen Secretaire des Sevres Porzellan genommen, welche nah

am Kamin in ihrem Boudoir steht.“ Und das hat Euch der Cardinal selber gesagt? fragte ich, und da er bejahend antwortete, wiederholte ich ihm, daß er betrogen sei. Er ward nun ganz ängstlich und sagte: Mein Gott, wenn Sie Recht hätten, wenn man mich betrogen hätte. Es ist mir schon ein Verdacht aufgefliegen, der Cardinal hatte mir versprochen, die Königin würde am Pfingsttage mein Collier anlegen, und sie hat es nicht gethan, dies bestimmte mich, an Ihre Majestät zu schreiben. „Da er mich nun voll Todesangst um meinen Rath fragte, rieth ich ihm, sofort zu Herrn von Breteuil zu gehen und ihm Alles zu sagen. Er versprach mir dies zu thun, und ging. Ich aber beehrte mich hierher zu kommen, um Ew. Majestät Alles zu berichten, da ich aber hier ankam, fand ich den unglücklichen Juwelier schon hier, und erst, nachdem ich ihm versprochen, gleich heute mit Ew. Majestät zu sprechen, entfernte er sich.“

Die Königin hatte Anfangs starr vor Erstaunen, mit sprachlosem Entsetzen dieser letzten Mittheilung der Campan zugehört, ihre Augen hatten sich immer weiter geöffnet. Bewegunglos wie eine Statue des Entsetzens hatte sie dagestanden. Aber jetzt auf einmal kam Leben und Bewegung in diese Statue, eine glühende Purröthe übergoß ihre Wangen, und ihre Augen, die von einem wunderbaren Feuer blühten, dem Könige zuwendend, sagte sie mit lauter, machtvoller Stimme: „Sire, Sie haben es gehört. Man beschuldigt Ihre Gemahlin, man wagt es, die Königin eines geheimen Einverständnisses mit dem Cardinal von Rohan zu beschuldigen. Ich verlange Untersuchung, strenge, unachsichtige Untersuchung. Lassen Sie sogleich den Herrn von Breteuil rufen, damit wir mit ihm berathen, was zu thun sei. Aber ich bestehet darauf, daß es sogleich geschehe.“

„Und Ihr Wille ist Gesetz, Madame,“ sagte der König mit einem liebevollen Blick auf das erregte Antlitz der Königin. „Treten Sie hervor, Breteuil.“

Und da jetzt zwischen der Portiere das ernste düstere Angesicht des Ministers erschien, wandte sich der König seiner Gemahlin zu: „Ich wünschte, daß er ein geheimer Zeuge dieser Unterredung sei und auf diese Weise gleich den Standpunkt ermessen könne, welchen Ew. Majestät bei dieser Sache einnehmen.“

„Oh, Sire,“ rief Marie Antoinette, ihm die Hand entgegenstreckend. „Sie zweifelten also nicht einen Moment an meiner Unschuld?“

„Nein, wahrlich, nicht einen Moment,“ erwiderte der König lachend. „Jetzt kommen Sie, Madame, wir wollen mit Breteuil überlegen, was zu thun ist, und wir wollen auch den Abbé de Vermont holen lassen, damit er an unserer Berathung Theil nehme.“ —

Am andern Tage, am fünfzehnten August, war in den Salons zu Versailles eine glänzende, auserlesene Gesellschaft versammelt. Es war heute ein großer

Festtag, die Himmelfahrt der Jungfrau Maria, und der König und die Königin wollten daher mit ihrem ganzen Hofe der Messe beiwohnen, welche der Cardinal und Groß-Almosener des Königs heute in der Kapelle celebrieren wollte.

Der ganze glänzende Hof war daher versammelt; auch der Cardinal in seinem festlichen Ornat, mit allen Zeichen seiner Würde und seines Ranges angethan, war schon in den großen Empfangssaal eingetreten, und erwartete nur die Ankunft des Königspaares, um dasselbe in die Kapelle zu geleiten. Das schöne und vielbewunderte Angesicht des Cardinals war heute von einem strahlenden Ausdruck, und seine großen schwarzen Augen richteten sich, während er mit dem Herzog von Conti und dem Grafen von Artois sprach, immer wieder nach der Thüre hin, durch welche das königliche Paar eintreten sollte. Auf einmal öffnete sich die Thür, ein königlicher Page schlüpfte hervor und schaute suchend umher; da er mitten im Saal die hohe, überragende Gestalt des Cardinals erblickte, machte er sich Bahn durch die glänzende Menge, und näherte sich dem Cardinal. „Monsieur,“ flüsterte er ihm zu, „E. Majestät erwartet Eure Eminenz sogleich dort in Ihrem Cabinet.“

Der Cardinal brach mitten in dem angefangenen Gespräch mit dem Herrn von Conti ab, durchschritt eilends den Saal und begab sich in das Cabinet.

Niemand war in demselben anwesend als der König und die Königin, und ganz im Hintergrunde des Gemaches in einer Fensternische stand der Minister des königlichen Hauses, der Baron von Breteuil, der alte unverföhliche Feind des stolzen Cardinals, der in dieser Stunde für langjährige, geringschätzende Behandlung des Fürsten seine Genugthuung und Rache nehmen wollte.

Der Cardinal war mit zuversichtlicher, erhabener Miene eingetreten, aber der kalte Blick des Königs, das flammende Auge der Königin schien ihn ein wenig zu verwirren, und sein stolzes Auge senkte sich zu Boden.“

„Sie haben Diamanten von Böhmer gekauft?“ fragte der König brusque.

„Ja, Sire,“ erwiderte der Cardinal.

„Was haben Sie damit gemacht? Antworten Sie! Ich befehle es Ihnen!“

„Sire,“ sagte der Cardinal nach einer Pause, „ich glaubte, daß sie der Königin übergeben wären.“

„Wer hat Sie mit dieser Commission beauftragt?“

„Sire, eine Dame, genannt Gräfin La Motte-Valois. Sie übergab mir einen Brief von Ihrer Majestät, und ich glaubte der Königin gefällig zu sein, indem ich die Besorgung dieser Commission übernahm, mit welcher die Königin die Gnade, hatte mich zu beauftragen.“

„Ich,“ rief die Königin mit einem Ausdruck tiefer

Verachtung, „sollte ich Sie mit einer Commission für mich beauftragen? Ich, die seit acht Jahren niemals Sie eines Wortes gewürdigt habe? Und ich sollte mich durch eine solche Person, eine Bittstellerin, an Sie wenden?“

„Ich sehe wohl,“ rief der Cardinal, „ich sehe wohl, daß man mich grausam getäuscht hat. Ich werde das Halsband bezahlen. Der glühende Wunsch, Ew. Majestät zu gefallen, hat mir die Augen verblendet. Ich habe keinen Betrug geahnt, und bin jetzt bitter enttäuscht. Aber ich werde das Halsband bezahlen.“

„Und Sie meinen, damit sei Alles gethan, mein Herr,“ rief die Königin mit ausbrechendem Zorn. „Sie meinen mit dem elenden Bezahlen der Brillanten sei die Schmach gesühnt, welche Sie Ihrer Königin angethan haben. Nein, mein Herr, ich verlange eine strenge Untersuchung. Ich bestehet darauf, daß alle Diejenigen, welche an dieser schmachvollen Betrügerei ihren Antheil haben, zur unachsichtigen Rechenschaft gezogen werden. Geben Sie Beweise, daß man Sie getäuscht hat, daß Sie es nicht vielmehr sind, welcher getäuscht hat.“

„Ach, Madame,“ rief der Cardinal mit einem zugleich so vorwurfsvollen und so vertraulichen Blick, daß die Königin vor Zorn erbebt. „Hier sind die Beweise meiner Unschuld,“ fuhr der Cardinal fort, indem er ein Portefeuille aus seiner Tasche hervorzog und aus demselben ein zusammengefaltetes Papier nahm.

„Da ist der Brief der Königin an die Gräfin Lamotte, durch welche Ihre Majestät mich mit dem Ankauf der Diamanten beauftragt!“

Der König nahm das ihm dargereichte Papier, überschaute es flüchtig, las die Unterschrift und gab dann mit einem verächtlichen Achselzucken das Papier an seine Gemahlin.

Die Königin packte den Brief mit dem wilden Ungestüm einer Tigerin, welche endlich ihre Beute gefunden hat, und überflog in athemloser Hast das Papier. Dann brach sie in ein lautes, zorniges Gelächter aus, und mit der erhobenen Hand auf den Brief hindeutend, schaute sie den Cardinal an mit flammenden Zornesblicken.

„Aber das ist nicht meine Handschrift, nicht meine Unterschrift,“ rief sie ungestüm. „Wie, mein Herr, Sie, welcher ein Prinz, welcher Groß-Almosener von Frankreich ist, Sie sind so unwissend, so albern zu glauben, daß ich mich „Marie Antoinette von Frankreich“ unterzeichnen könnte. Jedermann weiß, daß die Königinnen nur mit ihrem Taufnamen unterzeichnen und Sie allein wollen das nicht gewußt haben?“

„Ich sehe es ein,“ murmelte der Cardinal, der unter den Blicken der Königin erbleichte, und sich schwankend an den Tisch lehnen mußte, um nicht umzufallen, „ich sehe es ein, ich bin furchtbar hingegangen.“

Der König nahm ein Papier von seinem Tisch und hielt es dem Cardinal dar. „Gestehen Sie ein, diesen Brief an Böhmer geschrieben zu haben, in welchem Sie ihm im Auftrag der Königin dreißigtausend Francs als Abschlagszahlung senden?“

„Ja, Sire, ich gestehe es zu,“ erwiderte der Cardinal mit matter, versagender Stimme.

„Er gesteht es zu,“ sagte die Königin zähneknirschend, die kleinen Hände zur Faust zusammenballend. „Er hat mich einer solchen Infamie für fähig gehalten, mich, seine Königin!“

„Sie behaupten, daß Sie für die Königin die Brillanten gekauft. Haben Sie ihr dieselben auch übergeben?“

„Nein, Sire, die Gräfin Lamotte hat das gethan.“

„In Ihrem Namen, Cardinal.“

„Ja, in meinem Namen, Sire, und sie hat der Königin zugleich die Quittung über einmahlhundertundfunfzigtausend Francs übergeben, welche ich der Königin zu dem Ankauf geliefert hatte.“

„Und welche Belohnung empfingen Sie von der Königin?“

Der Cardinal zögerte, dann da er den zornigen, kalten und verächtlichen Blick der Königin immer noch auf sich ruhen fühlte, stieg auch ihm die Röthe in's Angesicht und mit einem zerschmetternden Blick auf Marie Antoinette sagte er: „Sie wollen es, Madame, ich werde jetzt die ganze Wahrheit sagen! — Sire, die Königin belohnte mich für diesen kleinen Liebesdienst als eine großmüthige Königin. Sie bewilligte mir in dem Park von Versailles ein Rendez-vous.“

Bei dieser neuen, dieser furchtbaren Beleidigung schrie die Königin laut auf wie eine Tigerin, vorwärts springend, packte sie den Arm ihres Gemahls und rüttelte ihn.

„Sire,“ sagte sie, „hören Sie den Hochverräter, welcher eine Königin beschimpft. Wollen Sie es dulden? Darf der Purpur den Verbrecher beschützen?“

„Nein, er kann es, und soll es nicht,“ rief der König. „Breteuil, thun Sie Ihre Schuldigkeit. Und Sie, Cardinal, welcher es wagt, seine Königin anzuklagen, die Gemahlin seines Königs zu beschimpfen, gehen Sie hinaus.“

„Sire,“ stammelte der Cardinal, „Sire ich —“

„Kein Wort,“ unterbrach ihn der König, indem er mit der erhobenen Hand nach der Thüre hindeutete: „Hinaus, sage ich, hinaus mit Ihnen.“

Der Cardinal schwankte nach der Thüre, öffnete sie und trat wieder hinaus in den Saal, in welchem die glänzende Hofgesellschaft sich noch immer flüsternd, lachend und schwäzchend auf und ab bewegte.

Aber er hatte kaum einige Schritte vorwärts gethan, als hinter ihm auf der Schwelle des königlichen Cabinets der Minister Breteuil erschien.

„Herr Lieutenant,“ rief Breteuil mit lauter Stimme, indem er sich an den Garde-Lieutenant wandte, der neben der Thüre des königlichen Cabinets stand, „Herr Lieutenant, im Namen des Königs, verhaften Sie den Cardinal von Rohan und führen Sie ihn mit Escorte in die Bastille.“

Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens folgte diesen Worten, die wie ein zerschmetternder Donner mitten in die arglose, coquettirende, nichts ahnende Gesellschaft hinein rollten. Dann trat eine athemlose lange Stille ein.

Alle Augen richteten sich auf den Cardinal, welcher todesbleich, aber hoch aufgerichtet und in seiner stolzen Haltung ruhig weiter schritt.

Jetzt sah man den jungen Offizier, bleich wie der Cardinal, wie alle Anwesenden dem Cardinal folgen, sich ihm nähern und leise den Arm des Kirchenfürsten berühren.

„Herr Cardinal,“ sagte er mit schmerzlicher Stimme, „im Namen des Königs, ich verhafte Eure Eminenz. Ich habe Befehl, Monseigneur, Sie in die Bastille zu führen.“

„Kommen Sie, mein Sohn,“ erwiderte der Cardinal ruhig, indem er langsam durch die Menge, welche ihm ehrfurchtsvoll Platz machte, dahin schritt, „kommen Sie, da es der König befiehlt, wollen wir uns in die Bastille begeben.“

So schritt er vorwärts bis zur Thüre. Als aber der Offizier dieselbe schon geöffnet hatte, wandte er sich noch einmal nach den Saal um. Hoch aufgerichtet, mit all der erhabenen Würde seines Amtes und seiner Person, ertheilte er der staunenden, entsetzten Hofgesellschaft seinen Segen.

Dann schloß sich die Thüre hinter ihm, und schweigend, mit bleichen Gesichtern enfserten sich die Damen und Herren des Hofes, um die Schreckenskunde in Versailles, in Paris zu verbreiten: der König hat den Cardinal, den Groß-Almosenier von Frankreich, in seinem vollen Ornat verhaften lassen! Die Königin hat es so gewollt!

Und je weiter diese Kunde rollte, desto mehr schwoll sie gleich einer Lawine der Verleumdungen an.

Am Abend domerte Marat in seinem Club: „Wehe, wehe über die Desterreicherin. Sie hat von dem Cardinal von Rohan sich Geld geliehen, um sich Brillanten zu kaufen. Brillanten, während das Volk hungert. Jetzt, da der Cardinal sein Geld wieder haben will, jetzt leugnet die Königin ihm das Geld ab, und läßt den Kirchenfürsten in die Bastille schleppen. Wehe, wehe, über die Desterreicherin!“

„Wehe, wehe über die Desterreicherin,“ brüllte der Schuster Simon, der neben der Rednerbühne saß. „Wir wollen's ihr noch einmal gedenken, daß sie für Millionen Francs Brillanten kauft, während wir lei-

nen Sou haben, um uns Brod zu kaufen! Wehe über die Desterreicherin!“

Und alle Männer des Clubs erhoben die Häuste, und brüllten es ihm nach! „Wehe über die Desterreicherin!“

5.

Feinde und Freunde.

Ganz Paris war in Aufruhr und Bewegung, in allen Straßen, auf allen Plätzen sammelte sich das Volk in ungeheuren Massen und hörte in athemloser Spannung den Rednern zu, welche überall in den einzelnen Gruppen sich gebildet hatten, und welche den staunenden Zuhörern Bericht erstatteten über die große Neuigkeit des Tages.

„Der Herr Cardinal von Rohan, der Groß-Almosenier des Königs,“ schrie ein Franziskaner-Mönch, der sich auf einen Pflasterstein an der Ecke der Tuilerien und des großen Caroussel-Platzes aufgestellt hatte, der Cardinal ist auf eine unwürdige despotische Weise seines Rechtes, seiner Freiheiten beraubt worden. Als Kirchenfürst sieht er nicht unter der gewöhnlichen Jurisdiction, und nur der Papst zu Rom ist die oberste Behörde eines Cardinals, nur bei dem heiligen Vater konnte man den Diener der Kirche verklagen. Denn das ist durch alle Jahrhunderte das Gesetz der Kirche, daß sie allein die Macht hat, ihre Diener zu strafen und anzuklagen, und niemals hat man versucht, ihr dasselbe schmälern zu wollen. Aber wißt Ihr, was geschehen ist? Man hat den Cardinal Rohan seinen geistlichen Richter, dem geistlichen Tribunal entzogen, man will ihn, als wäre er ein weltlicher Beamter des Königs, vor das Parlament stellen; die weltlichen Richter sollen den Kirchenfürsten zum Verhör heranziehen dürfen, und ihn einer Schuld anklagen, die eigentlich gar keine ist. Denn was hat er gethan, der Groß-Almosenier von Frankreich, der Cardinal und Vetter des Königs? Eine Dame, von der er glaubte, daß sie die Vertraute der Königin sei, hat ihm gesagt, die Königin trage Verlangen nach einem Brillantschmuck, welchen sie sich leider nicht kaufen könne, weil ihre Kassen in natürlicher Folge ihrer bekannnten Verschwendungssucht immer leer sind. Die Dame hat dem Herrn Cardinal angedeutet, daß die Königin sich freuen würde, wenn er ihr eine Summe zum Ankauf der Brillanten vorstrecke und in ihrem Namen alsdann das kostbare Geschmeide ankaufen wolle. Der Cardinal, allezeit ein ergebener und treuer Diener seines Königs, hat sich bereit, den Wunsch der Königin zu befriedigen. Er hat das ge-

than aus weiser Vorsicht, damit die Königin, deren Ungeßüm man kennt, sich nicht etwa noch an irgend einen andern Herrn des Hofes wende und die königliche Ehre noch weiter compromittire. Und sagt selbst meine edlen Freunde, war es nicht viel besser, daß es der Herr Cardinal war, welcher der Königin Geld lieh, als wenn es etwa der Herr von Lauzun, der Graf von Coigny oder gar der lieberliche Graf Daudreuil, der besondere Liebling der Königin, gethan hätte? War es nicht besser, daß der Cardinal sich opferte und der Königin diese große Gefälligkeit erwies?“

„Gewiß! Es war besser!“ schrie die Menge. „Der Herr Cardinal ist ein edler Mann! Wivat der Cardinal Rohan!“

„Pereat die Desterreicherin, Pereat die Brillantenkönigin!“ schrie der Schuster Simon, der sich mitten in dem Volkshaufen befand, und hundert Stimmen brüllten es ihm nach: „Pereat die Desterreicherin!“

„Hört, meine geliebten Pariser, Ihr gutmüthigen Lämmer, denen man die Wolle mit ihrer Haut über Dhren zieht, damit die Desterreicherin sich weicher betten kann,“ schrie in einem andern Volkshaufen eine kreischende, meckernde Stimme. „Hört, was sich heute in Paris begiebt. Ich kann's Euch genau verkünden, denn ich komme so eben aus dem Parlament und ein guter Freund hat mir das Patent abgeschrieben, mit welchem der König heute die Sitzung hat eröffnen lassen!“

„Les't es uns vor,“ schrie die Menge. „Still! Ihr da! So schweigt doch! Wir wollen das Patent hören! Les't es uns vor!“

„Ich will es gerne thun, aber Ihr werdet mich nicht verstehen können,“ kreischte die Stimme. „Ich bin nur klein gegen Euch, wie Jedermann klein ist, der sich der höchsten Majestät der Erde, der sich dem Volke gegenüber befindet.“

„Hört nur,“ riefen die zunächst Stehenden den ferner Stehenden zu. „Hört nur, er nennt uns Majestäten. Er scheint ein vornehmer Herr und er verachtet uns nicht.“

„Habt Ihr schon jemals gehört, daß ein kluger Mann den Kronprinzen verachtet, welcher jung, schön und kräftig ist?“ fragte die schneidende Stimme.

„Aber er hat Recht, wir können ihn nicht verstehen,“ riefen die ferner Stehenden unwillig aus, indem sie vorwärts drangen. „Was hat er gesagt, er soll seine Worte wiederholen. Hebt ihn empor, daß wir Alle ihn hören können!“

Ein breitschultriger, riesenhafter Bürger in sauberen Kleidern, mit einer breiten, muthigen Physiognomie, mit einem unverzagten, trohigen Wesen, drängte sich durch die Menge nach der Gegend hin, woher die Stimme erschallte.

„Kommt, Ihr Kleiner,“ rief er, „ich hebe Euch

